

## Integration, Inklusion oder etwa doch Verbesonderung?

*Carsten Rensinghoff*

*Witten*

Wie fühlen sich eigentlich behinderte Jugendliche in stationären Einrichtungen der professionellen Behindertenhilfe? Erleben sie diese Wohnstätten tatsächlich immer so negativ und bedrückend, dass es gerechtfertigt erscheint von Totalen Institutionen oder von einem Dahinvegetieren unter isolierten Bedingungen zu sprechen? Ist es nicht vielmehr ein Wunschtraum der in der und für die Integrations- und Inklusionsforschung arbeitenden Wissenschaftler, dass eben die Integration und letztlich die Inklusion das allein Seligmachende ist? Der folgende Beitrag rüttelt gewissermaßen auf, indem er 14 körperbehinderte Menschen zu Wort kommen lässt, die ihre gesamte oder einen Teil ihrer Schulzeit in einem Internat für körperbehinderte Schüler wohnten. Die Lebensskizzen sind einem Band entnommen, der 20 Erfahrungsberichte von Ehemaligen dieses Internates enthält. Die sieben hier nicht aufgeführten Autoren haben sich in ihrer Darstellung auf andere (meist schulische) Aspekte konzentriert und konnten deshalb für diesen Artikel keine Verwendung finden.

Schlüsselwörter: Integration, Inklusion, Verbesonderung, körperliche Behinderungen, stationäre Behindertenhilfe

### **Integration, inclusion, or still just segregation?**

How do handicapped youth feel in inpatient facilities of professional care services for the disabled? Do they perceive these residences in a way that justifies calling them "total institutions", where people "vegetate under isolated conditions"? Isn't it rather a great dreaming of inclusion scientists that integration and (ultimately) inclusion are the only ways to salvation? This article is intended to arouse its readers in some sense by presenting them with statements from 14 physically handicapped people who spent all or some of their school days in a boarding school for physically disabled girls and boys. All life sketches were taken from a collection comprising 20 firsthand reports by former students of the aforementioned institution. The statements from seven authors were excluded because they focused on topics (e.g. school-related aspects) not relevant with regard to its professed aim.

Key words: Integration, inclusion, segregation, physical disabilities, inpatient facilities for disabled people

In der integrationspädagogischen Diskussion sieht Christian Huber (2008) ein zentrales Problem in der sozialen Integration von Schülern mit einem sonderpädagogi-

schen Förderbedarf. In seiner Evaluationsstudie stellt er heraus, „dass die Wirkung des Gemeinsamen Unterrichts auf die soziale Integration von Schülern mit SFB

[sonderpädagogischem Förderbedarf] nicht so eindeutig zu sein scheint, wie es die Befunde deutscher Schulversuche und die integrationspädagogische Theoriebildung vermuten lassen“ (Huber, 2008, S. 12). 48 % der Schüler mit sonderpädagogischem Förderbedarf würden Huber zufolge im Gemeinsamen Unterricht abgelehnt. Es zeige sich, dass bei einer ansteigenden Heterogenität eine Zunahme der schulleistungsrelevanten Persönlichkeitsmerkmale auf die soziale Integration von Schülern mit sonderpädagogischem Förderbedarf feststellbar ist.

## Terminologie

Um einer terminologischen Unsicherheit vorzubeugen, seien an dieser Stelle die Termini *technici* Integration und Inklusion definiert: Unter *Integration* ist „die Eingliederung von Menschen in bestehende gesellschaftliche Strukturen“ (Dannenbeck, 2007, S. 42) zu verstehen. Integrationsziel ist das gemeinsame Leben und Lernen. Dies gilt aber nur für die Behinderten, die dazu fähig sind, die herrschenden Normalitätsstandards zu erfüllen.

Mit *Inklusion* wird die „Umgestaltung der sozialen Umwelt als Voraussetzung für die gemeinsame Nutzung und gesellschaftliche Teilhabe durch heterogene Gruppen“ (Dannenbeck, 2007, S.42) von Menschen bezeichnet. „Inklusion zielt auf das Vorhandensein von Repräsentationschancen all derjenigen Menschen, die bislang zwar möglicherweise gesondert gefördert wurden, zumeist aber um den Preis der Unsichtbarkeit und des eigenen Verstummens“ (Dannenbeck, 2007, S. 46).

## Das Problem

Das Problem der gesamten integrations- bis hin zur inklusionspädagogischen Diskussion scheint mir in der Einseitigkeit des Diskussionsstranges zu liegen. Da gibt es entweder die Integrations- bzw. Inklusionsbefürworter oder die Integrations- bzw. Inklusionsgegner oder besser -skeptiker. Eine Zwischenlösung scheint es nicht zu geben. Die jeweilige Gruppe ist auf dem anderen Ohr taub.

Ad 1: Im Jahr 1985 wurde die Bundesarbeitsgemeinschaft *Gemeinsam leben – Gemeinsam lernen* als Elterninitiative gegründet. Eltern behinderter Kinder wehren sich gegen die Zwangs-Aussonderung behinderter Kinder. Christa Roebke stellt fest, dass „staatliche Zwangsmaßnahmen, in Gesetzen und Verordnungen festgeschrieben, [...] einen Teil von Bürgern, die nach bestimmten Negativmerkmalen körperlicher oder seelischer Art anthropologisch definiert werden, von der übrigen ab[sondern] und [...] sie, unter dem Vorwand einer ‚bestmöglichen Förderung‘ und zu ‚ihrem eigenen Schutz‘ vor der grausamen Gesellschaft, ‚Sonder‘-Einrichtungen (Sonder-Kindergärten, Sonder-Schulen, Sonder-Werkstätten) zu[weisen]. So werden diese ‚abgestempelten‘ Bürger für die Dauer ihres Lebens zu Objekten der ‚Fürsorge‘ von Fachleuten und Spezialisten, anstatt, wie es sich jeder wünscht, Subjekt seiner Lebensgestaltung zu sein. Dass Menschen künftig nicht mehr von Beamten, die nur aufgrund der ‚Aktenlage‘ urteilen und entscheiden, gegen ihren Willen und/oder den ihrer engsten Angehörigen in bestimmten Sondereinrichtungen zu leben gezwungen werden können, dafür setzen sich von Flensburg bis zum Bodensee die in einzelnen Landesarbeitsgemeinschaften zusammengeschlossenen Elterninitiativen behinderter [...] Kin-

der ein“ (Roebke, 1990, S. 7). Die Eltern fungieren hier als ‚Integrationsantreiber vom Dienst‘, wie sie sich selbst bezeichnen. Sie tun das – und hier sei Christa Roebke noch einmal das Wort gegeben –, „weil alle Kinder, ob behindert oder nicht, in unsere Gesellschaft hineingeboren sind, gehören sie ohne Ausnahme in allen Lebensbereichen (von der Familie, dem Kindergarten über die Schulen bis hin zur Arbeit, Beruf und Freizeit) zu ihr; sind also von Geburt an in die Gesellschaft ‚integriert‘. Behinderte Menschen haben ein durch unser Grundgesetz verbrieftes Recht auf ein gleichberechtigtes Leben in allen Bereichen unseres gesellschaftlichen Lebens wie die anderen und zusammen mit allen anderen. Nur so kann erreicht werden, daß sie auch von den anderen akzeptiert werden (können)“ (Roebke, 1990, S. 7). Das also ist der Elternwille, der die Betroffenen nicht scheinbar außer Acht lässt.

Ad 2: Als Integrations skeptiker sind Otto Specks Desintegrationstendenzen aufzuführen: „Die soziale Aufspaltung und Ausgrenzung immer größerer Bevölkerungsteile bekommen die wirtschaftlich Schwächsten am empfindlichsten zu spüren. Sie, Sozialhilfeempfänger, Arbeitslose, Behinderte und Jugendliche ohne Ausbildung, erleben, dass ihnen Solidarität aufgekündigt wird. Indem sie zu hören bekommen, dass jeder für seine Lebenssicherung mehr Eigenverantwortung zu übernehmen habe, dass die soziale Sicherung keine ‚soziale Hängematte‘ sei, und dass das ‚Sozialschmarotzertum‘ zu bekämpfen sei, erfahren sie eine gesellschaftliche Distanzierung, die sich u. U. auch aktiv gegen sie richtet. [...] Unter dem Druck des wirtschaftlichen Wettbewerbs und der verringerten beruflichen Chancen bilden sich gesellschaftliche Diskontinuitäten und Auseinanderentwick-

lungen ab. Die Schere zwischen Reichen und Armen geht weiter auseinander.[...] Das Soziale droht zum Epiphänomen zu werden“ (Speck, 2000, S. 245). Die Folge ist für Speck ein veränderter wissenschaftlicher und institutioneller Bezugsrahmen. Zu Ende geht „die Phase des Mitgetragenseins von einem allgemeinen sozialen Aufbruch zur Verwirklichung von Chancengleichheit für alle [...]. Heilpädagogische Erfordernisse stehen verstärkt auf dem Prüfstand einer Gesellschaft, die mehr als bisher nach Nutzen und Ertrag fragt, und eines Staates, der sich genötigt sieht, seine bildungspolitischen Investitionen auf die Förderung von Spitzenqualitäten zu konzentrieren“ (Speck, 2000, S. 246).

## Was wollen die behinderten Subjekte selber?

Die behinderten Menschen, die – so eine integrations- und inklusionspädagogische Forderung – als Subjekte aufgefasst werden sollen, haben auch eine Meinung. Diese wird aber oftmals überhört oder negiert. Im Folgenden seien einige Erfahrungen wiedergegeben, die ehemalige behinderte Bewohner des Dietrich-Bonhoeffer-Hauses in Hürth, einem Internat für körperbehinderte Schüler, gemacht haben:

Die Zwillinge Claudia und Ilona Brandt, Jahrgang 1968, lebten von 1986 bis zu ihrem Abitur im Jahre 1989 im Dietrich-Bonhoeffer-Haus in Hürth. Beide haben eine spinale Muskelatrophie. Sie schreiben: Während der „drei Jahre im Kölner Gymnasium [gymnasiale Oberstufe der Rheinischen Schule für Körperbehinderte, heute: Anna Freud-Schule] wurden wir im Internat für Behinderte in Hürth versorgt. Hier haben wir die ersten Ansätze eines ‚selbständigen‘ Lebens er-

fahren. Bis dahin nur von unserer Mutter gepflegt und versorgt, konnten wir im Internat lernen die Hilfe, die wir brauchen, von verschiedenen 'fremden' Leuten anzunehmen und zu nutzen. Im Internat haben wir drei Jahre Zeit gehabt, mit sensibler führender Unterstützung des Personals, unser Leben selbst zu organisieren und selbst zu gestalten" (Brandt & Brandt, 2004, S. 4). Weiter schreiben sie: „Unsere Schullaufbahn ...äh... -fahrt erfolgte immer ganztags in Sonderschulen für Körperbehinderte (KB), denn früher gab es einfach noch nicht diese Integrationsmöglichkeit bzw. -umsetzung wie heute, was wir aber auch gar nicht bedauern. Wir haben unter ähnlich betroffenen Körperbehinderten nichts an irgendwelchen wichtigen Erfahrungen oder sonst was [...] verpasst o.ä., ganz im Gegenteil – wir haben gefestigt und gestärkt ohne Probleme auch so einen Platz im Leben unter ‚Normalen Menschen‘ eingenommen. Die heutige Integration ist zwar gut gemeint und auch grundsätzlich ein Fortschritt, aber unserer Ansicht nach wäre eine andere Integrationsrichtung, und zwar von nicht behinderten Menschen zu den ‚invalid persons‘ im Schulsystem, ein wirklicher Fortschritt und viel gewinnbringender für alle Beteiligten" (Brandt & Brandt, 2007, S. 199).

Tobias Brügge, Jahrgang 1982, benötigt aufgrund seiner Muskelerkrankung einen Elektrorollstuhl, wohnte von 1997 bis 1999 im Dietrich-Bonhoeffer-Haus. „Zum einen sollte ich selbstständiger werden (Persönlichkeitsentwicklung) und zum anderen bedeutete diese Entscheidung eine Entlastung der Pflegesituation zu Hause. In dieser Zeit erreichte ich den Hauptschulabschluss der Klasse 10 B mit der Qualifikation zur Oberstufe (gleichzusetzen mit dem Realschulabschluss). Im Anschluss daran besuchte ich 2 Jahre die Hö-

here Handelsschule in Rhöndorf bei Bonn (mit Internat im Haus Rheinrieden) und schloss sie mit der Fachoberschulreife schulischer Teil ab (Notendurchschnitt von 2,2).

[...] Jetzt suche ich eine Tele-Arbeitsstelle als Bürokaufmann. Falls ich keine finde, werde ich keine weitere Arbeitsassistenz genehmigt bekommen. Das würde eine totale Abhängigkeit von meinen Eltern bedeuten, sowie absolute Langeweile und Sinnlosigkeit meines bisherigen Lebensweges" (Brügge, 2004, S. 7).

Die 1962 geborene Sabine Cremers wohnte aufgrund ihrer spastischen Tetraplegie und ihrer Sprechbehinderung von 1980 bis 1983 im Dietrich-Bonhoeffer-Haus. Sie beendete ihre Schulkarriere mit der Klasse 10 a. Cremers schreibt: „Wenn ich gewusst hätte, was mir die Schule abverlangen würde, hätte ich damals nicht zugestimmt. Später erkannte ich dann, dass meine Eltern aus ihrem großen Verantwortungsbewusstsein nicht anders konnten, als mich eindringlich zu diesem Schritt zu motivieren.

In der Wohngemeinschaft des Internates und dem Alltagsleben mit Gleichaltrigen ist später dann meine Entscheidung gefallen, nach der Schul- und Internatszeit nicht mehr bei den Eltern zu wohnen, sondern in einer Wohngruppe der Dr. Ulrich-Lange-Stiftung in Krefeld zu leben. Das habe ich bis heute nicht bereut. [...]

Was heute in der Erinnerung zählt – Internat life:

'Life' – das fing für mich irgendwann doch an – nach der Schule! Am Nachmittag trafen sich die einzelnen Gruppen erst einmal zu einem 'Absacker'-Kaffee. Einzelheiten sind mir natürlich nicht mehr im Gedächtnis, aber es ging immer locker und fröhlich zu. Ich konnte mich am besten vom Schulfrust entlasten, wenn ich verständnisvolle Zuhörer fand, und die

gab es immer. Danke Ulrike (von Wachter), danke Gilla (Langhorst), danke Christa (Dirks-Isselmann). Ihr wart in den fast drei Jahren 'meine' Gruppenleiterinnen und mir alle gleich lieb. Das heißt aber nicht, dass alles nach meiner Mütze ging. Ulrike leitete mich auf ihre sanfte Art; Gilla hielt sich nicht zurück, wenn ich mal wieder zu pingelig war, und Christa stand mit mir mittendrin; denn vieles, was sie mir nahebrachte, kam, glaube ich, aus ihren eigenen Erfahrungen.

Zu den allgemeinen Freizeitangeboten gehörte auch eine Gesprächsrunde mit oder auch ohne Themenvorgabe. Es trafen sich Heimleiter und Bewohner in offener Runde.

Mit Klassenkameradin Andrea (leichte Spastikerin, Läuferin) konnte ich Schulprobleme durchkauen. Uns verband außerdem noch ein spezielles Ritual, das beim Toilettengang enorm hilfreich war; Einzelheiten bleiben unser Geheimnis. Ich bin bis heute mit ihr befreundet. Sie hat eine Ausbildung als Sozialarbeiterin gemacht und ist heute in diesem Beruf tätig.

Von Thomas (Muskeldystrophiker) hätte ich ein großes Stück Gelassenheit und Humor gebrauchen können; in seiner Gesellschaft konnte ich meine Schulsorgen vergessen.

In Gabi (leicht gehbehindert) fand ich die richtige Freundin, um endlose Gespräche über Jungs zu führen.

Martina imponierte mir durch ihre Klarheit und Wissbegier, mit der sie allen Dingen auf den Grund gehen wollte. Das kam besonders bei unserer wöchentlichen Gesprächsrunde mit Herrn Oelsner immer wieder zum Ausdruck.

Von diesen Gesprächsrunden sind mir nicht nur die Inhalte, sondern genauso die Menschen in Erinnerung geblieben, mit denen ich mich austauschen konnte, und die das Internatsleben so wichtig für mei-

ne Weiterentwicklung gemacht haben" (Cremers, 2004, S. 41-42).

Die mit einer spastischen Tetraplegie lebende, 1981 geborene Sarah Fabri wohnte von 1995 bis zum Erhalt der Fachoberschulreife im Jahre 1996 im Dietrich-Bonhoeffer-Haus. Ihre Erfahrungen beschreibt sie folgendermaßen: „Anfangs war es sehr schwer für mich:

Der 1. Schritt, eine ganze Schulwoche (montags bis freitags) ohne Eltern zu sein.

Im Laufe dieses Jahres lernte ich jedoch viele neue Schülerinnen und Schüler und auch nette Betreuer kennen. Die Schule bereitete mir sehr große Schwierigkeiten, aber auch da konnte ich von der Unterstützung von vielen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen profitieren. Meine Betreuerin Annett ermutigte mich jeden Tag zum Weiterkämpfen, das war für sie auch nicht immer leicht. Aber es war ein erfolgreiches Jahr. Ich schaffte meinen Realschulabschluss" (Fabri, 2004, S. 17).

Die Diplompsychologin und Kinderpflegerin Gesine Fritsch, Jahrgang 1962, hat eine spastische Tetraplegie. Sie verbrachte ihre Schultage von 1980 bis 1983 im Dietrich-Bonhoeffer-Haus: „1980, nach einem Jahr FOS [Fachoberschule], wechselte ich nach Köln an die Schule am Militärring und kam somit ins Dietrich-Bonhoeffer-Haus. Ich fing dort in der 11. Klasse an, sonst hätte ich ein Jahr Latein alleine nachlernen müssen. Anfangs hatte ich [...] hier Heimweh und Angst (Alte Spastikerregel: Alles Neue macht Angst!). Ich wollte eigentlich, wie ca. 60 Prozent meiner Jahrgangsstufe, Biologie und Erziehungswissenschaften als Leistungskurse nehmen. Da in Mathe und Englisch jeweils noch ein Schüler fehlte, damit der Kurs zustande kam, ließ ich mich überreden, diese Fächer als LK [Leistungskurs]

zu nehmen. Für Englisch brauchte ich fast gar nichts tun, Mathe schaffte ich gerade so. Im Internat musste ich mich auf andere Strukturen einstellen. Nur fünf Schüler in einer Gruppe, 'nur' ein Erzieher bzw. Erzieherin pro Gruppe, Ganztagschule, Internat nur unter der Woche etc. Ich fuhr jeden Freitagnachmittag mit dem Zug nach Hause. Ich nahm mir immer vor, auf der Strecke die Lateinvokabeln der letzten Woche zu lernen. Leider schlief ich oft kurz hinter Köln ein und wachte erst in Frankfurt wieder auf. [...]

Im Internat entwickelten sich Freundschaften, gerade zu denen, die in meiner Jahrgangsstufe waren. Für die Sommerferien zwischen der 12. und 13. Klasse organisierte ich meinen ersten Urlaub ohne Eltern selbst. Ein Häuschen in Holland. Drei Rollis, drei Helfer. Ich erinnere mich noch, dass wir einmal die halbe Nacht auf der Straßenkreuzung gefeiert haben – die armen Anwohner. In den Osterferien vor dem Abi fielen wir zu fünft bei meinen Eltern zum Lernen ein. Das Abi schafften wir!“ (Fritsch, 2004, S. 22-23).

Die spastisch gelähmte Svenja Hüffer, Jahrgang 1983, verbrachte von 1994 bis 2000 die Schultage im Dietrich-Bonhoeffer-Haus: „Manchmal fehlt mir das Internat schon, wo ich von 1994 bis 2000 war. An der Rheinischen Schule für Körperbehinderte habe ich meinen 10 a Abschluss gemacht“ (Hüffer, 2004, S. 19).

Birgit Nabben, 1964 geboren und 2007 verstorben, hatte eine spastische Tetraplegie. Sie lebte von 1979 bis zum Abitur im Jahre 1983 im Dietrich-Bonhoeffer-Haus in Hürth. 2004 schreibt Nabben rückblickend: „Meine Behinderung lässt sich auf zweierlei Art und Weise beschreiben: Zum einen bin ich in meiner körperlichen Bewegungsfreiheit eingeschränkt,

d.h. ich kann nicht laufen und benutze seit 25 Jahren leidenschaftlich gerne den Rollstuhl. Auf der anderen Seite erlebe ich immer wieder, dass architektonische, gedankliche oder soziale Hindernisse mir Bewegungs- und Entfaltungschancen nehmen. Diese Form der Behinderung und Diskriminierung ist wesentlich schwerer zu ertragen als die körperlichen Begrenzungen und Einschränkungen.

[...] Nachdem ich mich [im Dietrich-Bonhoeffer-Haus] eingelebt hatte, habe ich mich sehr wohl gefühlt und wäre am liebsten auch am Wochenende dort geblieben. Was mir gut gefallen hat, war die ‚familiäre Atmosphäre‘ unter uns Schülern und dem ‚Personal‘. Durch die kleine Anzahl der Schülerschaft, die Essen morgens und abends im ‚großen‘ Speise-, Fernseh-, Feten-, Disco- und Aufenthaltsraum war es möglich sich auch mit Schülerinnen zu befreunden, die in einer anderen Gruppe waren. Auch der Kontakt zu den anderen Erzieherinnen, ja sogar zum Chef des Ganzen (‚Hallo Wolfgang‘) war persönlich und meistens recht unkompliziert. Meine beste Freundin in dieser Zeit war Martina Starkloff, mit ihr bewohnte ich ein Zimmer und wir haben viel gequatscht, gelacht und literweise aromatisierten Tee getrunken. Aber es gab noch andere Möglichkeiten, seine Energie und Tatkraft loszuwerden: zum Beispiel während der Gruppentreffen, die meistens nach der Schule stattfanden, oder während des Gesprächskreises meist jeden Dienstag ab 19.00 Uhr. Irgendwann habe ich dann auch in der hauseigenen Theatergruppe mitgemacht, die nicht nur bei feierlichen Gelegenheiten im Haus selbst zu ein wenig Ruhm und Ehre kam. Neben der Arbeit für die Schule, der Wahrnehmung einzelner Freizeit- und/oder Kulturangebote galt es auch, sich an der Organisation und

Durchführung diverser Feten, Feiern und anderer Feste zu beteiligen. Auch habe ich zeitweise im SMG (Schülermitgestaltungsgremium) gearbeitet und war sogar einmal erste oder zweite Stellvertreterin des Schülersprechers („Das warst du, Klaus Aurel“). Langeweile gab es im DBH nicht.

[...] Im Rückblick hat mir meine Zeit im Dietrich-Bonhoeffer-Haus ein bisschen ‚Familienleben‘ und eine teilweise Entlastung im Konflikt mit meinen Eltern gebracht. Ich habe mehr Selbstvertrauen und Sicherheit gewonnen bei der Bewältigung lebenspraktischer Fähigkeiten, und auch im Miteinander mit anderen behinderten Menschen wurde mein Denken und Fühlen klarer.

Eine Einrichtung wie das Dietrich-Bonhoeffer-Haus sollte jedoch langfristig betrachtet überflüssig sein, denn aus meiner heutigen Erfahrung und Kenntnis heraus [Birgit Nabben war Diplomsozialarbeiterin], muss es zukünftig allen Kindern und Jugendlichen mit einer Behinderung möglich sein, gemeinsam mit nicht behinderten Kindern und Jugendlichen leben, lernen und spielen zu können“ (Nabben, 2004, S. 34).

Von 1976 bis zu ihrem Abitur, im Jahre 1984, wohnte Martina Starkloff, Jahrgang 1963, an den Schultagen im Dietrich-Bonhoeffer-Haus in Hürth. Starkloff hat eine spastische Tetraplegie. „Diese Zeit [im Dietrich-Bonhoeffer-Haus] möchte ich nicht missen, denn dadurch habe ich insbesondere meine damalige Gruppenleiterin, Frau Christa Dirks-Isselmann und ihren Mann Otfried, Andrea Alten (Andrea ist inzwischen verstorben) und Sabine Cremers kennengelernt, mit denen mich bis heute eine herzliche Freundschaft verbindet. So haben wir z. B. schon ein wunderschönes Wochenende in

Hamburg in dem absolut rollstuhlgerechten Stadthaushotel verbracht“ (Starkloff, 2004, S. 37).

Die 1962 geborene Judith Steffen hat eine spastische Tetraplegie und lebte von 1976 bis zu ihrem Abitur, im Jahre 1983, im Dietrich-Bonhoeffer-Haus. Ihre Erfahrungen und Erlebnisse beschreibt sie wie folgt: In Hürth mussten „wir [...] am Wochenende nach Hause, weil der Internatsbetrieb nur von Montagnachmittag bis Freitagfrüh lief. Im Sommer 1976 begann mein Schul- und Internatsaufenthalt in Hürth bzw. Köln, eine Zeit der absoluten Umstellung. Die schulischen Anforderungen waren für mich erheblich, und ich hatte Heimweh. Mit der Zeit änderte sich das, und ich schloss Freundschaften, und wir konnten in der Woche ständig zusammen sein. Wir wären damals gerne öfter mal am Wochenende im Internat geblieben. Ich lernte die Vorteile des Internatslebens schätzen. Bei Hausaufgaben oder schulischen Schwierigkeiten konnte ich mich an die Betreuer oder andere Schüler wenden. In dieser Zeit lernte ich Selbstständigkeit, Konfliktfähigkeit und meine eigene Meinung zu bilden und zu vertreten. [...]

Zum Abschluss möchte ich zusammenfassen, dass durch die Aufnahme ins Internat sich mein Leben vollkommen veränderte. Hätte ich diese Chance nicht erhalten, wäre mein Leben ganz anders verlaufen. Durch den Schulbesuch und das Leben [...] [im] Internat konnte ich mich zu einer selbstsicheren und selbstständigen Frau entwickeln. Ich gestalte mein Leben so, wie ich es mir vorstelle. Den Betreuern des Internates bin ich sehr dankbar, dass sie mir bei der positiven Entwicklung geholfen haben“ (Steffen, 2004, S. 28).

Martin Tuchenhagen ist 1967 geboren und hat eine spastische Tetraplegie sowie eine Sprechbehinderung. Er wohnte von 1983 bis zum Abitur im Jahre 1992 im Dietrich-Bonhoeffer-Haus in Hürth. Über seine Internatszeit unter (böse Sonderpädagogungen sprechen von) isolativen Bedingungen schreibt er: „1983 berollte ich zum ersten Mal das Internat. Es war eine neue Welt für mich, denn ich fühlte mich zum ersten Mal frei und unabhängig. Ich hatte das Glück, die richtigen Leute zur richtigen Zeit kennen zu lernen. Ich kam am Anfang in eine Gruppe, in der nur Ältere, die kurz vor dem Abitur standen, waren. Sie gaben mir das Gefühl der Stärke und ein gewisses Selbstvertrauen.

Ich bin auch sprechbehindert und hatte auch immer schon Scheu, mich mit Fremden auseinanderzusetzen, das heißt, nicht gerade scheu im Sinne von Angst, sondern mir war es im gewissen Sinn ein wenig peinlich, dass ich so sprach und in den hilflosen Augen des Gegenübers immer wieder erfuhr, dass dieser mich nicht verstanden hatte, und er schämte sich davor, öfter nachzufragen. – Sie machten mir unausgesprochen Mut, mich mit Personen zu unterhalten, die ich zum ersten Mal traf. Und wenn sie mich mal doch nicht verstanden hatten, und ich dieses in ihren hilflosen Augen sah, wiederholte ich die Wörter oder Sätze solange, bis ihre Gesichter verrieten, dass sie mich verstanden hatten. Auch alleine schon das Mit-einanderumgehen mit meinen Mitstreitern gab mir genügend Motivation und neue Denkanstöße, die mir bei meinem Lebensverlauf helfen sollten, bestimmte Situationen unverkrampfter zu lösen.

In der Zeit, in der ich das Internat besuchte, hatte ich das große Glück, die richtigen Mitarbeiter kennen zu lernen. Sie kitzelten mir immer wieder unerkannte Möglichkeiten hervor und zeigten mir

neue Wege, die meine Selbstbestimmtheit öffnen sollten. Am Anfang waren es kleine Ziele, die ich mir gesteckt habe. Ich kann mich noch genau erinnern an so manche Situationen, die meinen Puls und meine Verkrampftheit haben höher schlagen lassen.

Da war die Bahnfahrt mit den öffentlichen Verkehrsmitteln und ich war ganz alleine auf dem Weg nach Köln. Sicherlich ist dies kein großer Akt für Menschen mit funktionalen Füßen und ohne irgendwelche motorischen Einschränkungen, jedoch war für mich dieser Schritt ein Frühlingsanfang meines Lebens. So muss es wohl auch der erste Bergsteiger gefühlt haben, der den Mount Everest gemeistert hat“ (Tuchenhagen, 2004, S. 10).

Der kleinwüchsige Hans-Peter Wellmann, Jahrgang 1966, lebte von 1985 bis zu seinem Abitur, im Jahre 1988, in Hürth: „Im Herbst 1985 begann für mich die Zeit in Köln und Hürth. Es war für mich eine sehr große Umstellung, nicht mehr zu Hause zu sein. Das Internatsleben ist halt etwas ganz anderes. Ich war von zu Hause gewohnt selbständig zu sein und hatte dort meine Freiheiten und Aufgaben. Im Internat war zunächst alles geregelt. Es wurde sehr viel diskutiert, teilweise zu viel.

Nach einem Jahr Internatsleben fand dann ein Verselbständigkeitsprojekt in Hinblick auf eine Außenwohngruppe statt. Während dieser Zeit habe ich dank der kompetenten Gruppenbetreuung viel über Haushaltsführung, Organisation usw. erfahren. Dieses erwies sich in der späteren Außenwohngruppe von Vorteil.

Die Vorgehensweise bei der Wohnungssuche bzw. Mitfinanzierung der Wohnung halte ich für sehr sinnvoll. Wichtig hierbei ist jedoch, dass die personelle Besetzung, Schüler und Mitarbeiter,



harmoniert. Rückblickend betrachtet wäre eine eigene Wohnung direkt zu Beginn meiner Schulzeit in Köln sicherlich eine Überforderung gewesen.

Nach dem Abitur zog sich dann das Internat von der Außenwohngruppe zurück, und wir waren auf uns gestellt. – Es hat funktioniert“ (Wellmann, 2004, S. 31).

Der 1979 geborene, spastisch gelähmte Mark Wiegand wohnte von 1996 bis zu seinem Schulabschluss nach der Klasse 10 A im Jahre 1998 an den Schultagen im Dietrich-Bonhoeffer-Haus in Hürth: „Ich kam mit 16 Jahren ins Dietrich-Bonhoeffer-Haus, damit ich die Rheinische Schule für Körperbehinderte in Köln besuchen konnte. Mit dem Einzug ins Internat verließ ich die Geborgenheit meiner Familie. Nur am Wochenende fuhr ich immer heim. Nach kurzer Eingewöhnungszeit fühlte ich mich im Internat sehr wohl. Ich bekam, wenn nötig, Hilfestellung bei meinen Hausaufgaben, und hatte ich mal ein Tief, waren die Gruppenleiter jederzeit für mich da. Ich lernte, Konflikte in der Schule und mit Bewohnern zu bewältigen. Ich lernte ein Miteinander kennen, das mir durch mein Elternhaus nicht hätte vermittelt werden können.

Ich denke gern an die Gruppenausflüge zurück, die sehr genau und umfassend geplant wurden. Eine Fahrt ging auch mal ins nahe Ausland. Im Internatsleben waren die von uns gestalteten Feiern zu verschiedenen Anlässen immer ein besonderer Höhepunkt. Mit dem Hauptschulabschluss verließ ich die Schule und auch das Internat“ (Wiegand, 2004, S. 15).

Schließlich sei noch die Geschichte von Ralf Witzel, dem 1966 geborenen und sich als Spastiker ‚light‘ bezeichnenden Abiturienten genannt. Witzel lebte von 1977 bis 1986 im Dietrich-Bonhoeffer-

fer-Haus in Hürth. „Als jüngster Internatschüler litt ich lange unter Heimweh, was sich erst mit der Pubertät änderte. Von diesem Zeitpunkt an genoss ich es, meine Freizeit mit gleichaltrigen Schülern zu verbringen. Die Abstecher am Wochenende nach Hause waren da eher ungewollt.

Schulisch traten so gut wie keine größeren Probleme auf, meine Schwachstellen in den Fächern Mathematik und Französisch ließen sich per Nachhilfe auf ein akzeptables Maß reduzieren. Das Freizeitangebot innerhalb des DBH's war eigentlich immer ziemlich gut, so dass Langeweile nie aufkam.

Vielleicht war das Freizeitangebot auch zu gut, denn abgesehen von den Lehrern in der Schule, den Zivildienstleistenden, dem Internatspersonal und meiner Oma bewegte ich mich neun Jahre ausschließlich in einer ‚behinderten Umwelt‘. Dies wurde mir jedoch erst nach Ende meiner Internatszeit klar, als ich mich plötzlich in einer ‚normalen, nichtbehinderten Umwelt‘ neu orientieren musste. Zwar lief dies ohne größere Probleme ab, aber rückwirkend gesehen bedaure ich diesen Schritt von der ‚Insel DBH‘ hinaus in die manchmal etwas ‚raue See‘ nicht schon früher getan zu haben.

Ganz und gar nicht bedaure ich die Option der ‚autonomen Gruppe‘ und der ‚Außenwohnung‘ wahrgenommen zu haben. Durch das Training zur eigenständigen Lebensführung wurde ein Fundament geschaffen, von dem ich bis heute profitiere. Hätte ich diese Option nicht genutzt, dann wäre ich wahrscheinlich nach meinem Abitur wieder nach Hause zu meiner Oma gegangen und hätte kaum oder nur sehr viel mühevoller die Selbstständigkeit erlangt, welche mir heute ermöglicht, ein weitgehend normales und unabhängiges Leben zu führen“ (Witzel, 2004, S. 11).

## Fazit

Die ausschnittsweise zitierten Lebensskizzen der ehemaligen Bewohner oder neu-deutsch Nutzer des Dietrich-Bonhoeffer-Hauses in Hürth sind Lebensskizzen von Geburtsbehinderten. Sie haben die Gegenwart gleichartig Behinderter erfahren und genossen. Brandt und Brandt (2007) haben zwar von einer gut gemeinten Integration gesprochen. Sie merken jedoch an, dass die Integrationsrichtung falsch ist.

Demgemäß ist eigentlich auch Munoz zu interpretieren, wenn er in seinen Empfehlungen an die Regierung der Bundesrepublik Deutschland schreibt, dass

- a) „die Einbeziehung von Schülern mit Behinderungen in das Regelschulsystem [...] zu fördern [ist].
- b) die Ausbildung von Menschen mit Behinderungen [...] zu fördern [ist].
- c) [...] dringend ein nationales Verzeichnis zu den Bedingungen der Zugänglichkeit von Schulgebäuden [...] [zu erstellen] und ein Plan für ihren Umbau [...] [auszuarbeiten ist], damit der Zugang von Menschen mit Behinderungen gewährleistet ist“ (Munoz, 2007, S. 27f.).

Um Integration konsequent voranzutreiben, muss sich das Schulsystem den Behinderten anpassen und es muss sich nicht, wie das von vielen Bildungspolitikern gefordert wird, der behinderte Schüler dem Schulsystem anpassen. So ist auch die diesbezügliche Aussage von Brandt und Brandt (2007) zu verstehen.

Die oben aufgeführten Berichte ehemaliger Nutzer des Dietrich-Bonhoeffer-Hauses in Hürth werden sicher einige engagierte, der Integration nahe stehende Menschen und vor allem sicher die Mehrzahl der Integrations- und Inklusionsforscher schockieren. Anzunehmen ist, dass viele Integrations- und Inklusionsbefür-

worter den Wahrheitsgehalt dieser Aussagen anzweifeln. Vielleicht denken diese Wissenschaftler sogar, dass den Zitierten die Worte in den Mund gelegt wurden, nur damit das Dietrich-Bonhoeffer-Haus nach außen gut dasteht. Das ist aber nicht der Fall, wie mir die Herausgeberin versicherte. Denjenigen Integrations- und Inklusionsforschern, die die Sonderinstitutionen unter allen Umständen beseitigen wollen – was ich als Spätbehinderter, der ich das unbehinderte Leben noch kenne, auch möchte – ist zu empfehlen etwa mittels der Sozialen Problemlösemethode Zukunftswerkstatt (Kuhnt & Müller, 1996) einen Perspektivenwechsel durchzuführen. Das Sondersystem sollte somit, mit Nabben (2004) gesprochen, als Angebot bestehen bleiben.

## Literatur

- Brandt, C. & Brandt, I. (2004). Die Brandtzwillinge – der SMARty-Doppelwhopper. In H. Ischebeck (Hrsg.), Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus (S. 3-6). Hürth.
- Brandt, C. & Brandt, I. (2007). Lebensbericht. In K.-J. Fassbender & M. Schlüter (Hrsg.), Pflegeabhängigkeit und Körperbehinderung (S. 197-204). Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- Brügge, T. (2004). Tele-Learning und Arbeitsassistentz. In H. Ischebeck (Hrsg.), Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus (S. 7). Hürth.
- Cremers, S. (2004). Mutter + Tochter: Reibungen + Reifungen. In H. Ischebeck (Hrsg.), Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus (S. 39-46). Hürth.

- Dannenbeck, C. (2007). Zwischen Integration und Inklusion. Entwicklung von Leitlinien für die Kinder- und Jugendarbeit in München. *Gemeinsam leben*, 15, 41-46.
- Fabri, S. (2004). Lebe dein Leben ... In H. Ischebeck (Hrsg.), *Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus* (S. 17-18). Hürth.
- Fritsch, G. (2004). Sich bloß nicht erzählen lassen: „Es geht nicht!“ In H. Ischebeck (Hrsg.), *Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus* (S. 21-24). Hürth.
- Huber, C. (2008). Jenseits des Modellversuchs: Soziale Integration und Inklusion. Soziale Integration von Schülern mit sonderpädagogischem Förderbedarf im Gemeinsamen Unterricht – Eine Evaluationsstudie. *Heilpädagogische Forschung*, 34, 2-14.
- Hüffer, S. (2004). Meine Zwillingsschwester und ich... In H. Ischebeck (Hrsg.), *Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus* (S. 19-20). Hürth.
- Kuhnt, B. & Müller, N.R. (1996). Moderationsfibel Zukunftswerkstätten: verstehen – anleiten – einsetzen. Das Praxisbuch zur Sozialen Problemlösemethode Zukunftswerkstatt. Münster: Ökotoxia.
- Munoz, V. (2007). Umsetzung der Resolution 60/251 der Generalversammlung vom 15. März 2006 „Rat für Menschenrechte.“ Arbeitsübersetzung, Berlin, 22.03.2007.
- Nabben, B. (2004). Wir haben viel gequatscht, gelacht und literweise... In H. Ischebeck (Hrsg.), *Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus* (S. 33-34). Hürth.
- Roebke, C. (1990). Nicht-Aussonderung ist Menschenrecht! Wie sich Eltern gegen die Zwangs-Aussonderung von Kindern mit Behinderungen wehren. *die randschau*, V/4/5, 7-13.
- Speck, O. (2000). Qualitätsentwicklung unter Ökonomisierungsdruck. *Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete*, 69, 240-247.
- Starkloff, M. (2004). Glück – Der rote Faden meines Lebens. In H. Ischebeck (Hrsg.), *Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus* (S. 37-38). Hürth.
- Steffen, J. (2004). Lebensfroh – Offen – Vielseitig – Interessiert. In H. Ischebeck (Hrsg.), *Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus* (S. 27-28). Hürth.
- Tuchenhagen, M. (2004). Trotz Sprechbehinderung Verständigung mit Fremden. In H. Ischebeck (Hrsg.), *Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus* (S. 9-10). Hürth.
- Wellmann, H.-P. (2004). Der Amtspsychologe schätzte mich anders ein. In H. Ischebeck (Hrsg.), *Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus* (S. 31). Hürth.
- Wiegand, M. (2004). Leben in meiner WG. In H. Ischebeck (Hrsg.), *Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus* (S. 15-16). Hürth.
- Witzel, R. (2004). Familiengründung. In H. Ischebeck (Hrsg.), *Lebensskizzen. Erfahrungen von 20 Ehemaligen des Internates für Menschen mit Körperbehinderungen Dietrich-Bonhoeffer-Haus* (S. 11-12). Hürth.

### ***Anschrift des Autors:***

*DR. PHIL. CARSTEN RENSINGHOFF*  
*Sprockhöveler Str. 144*  
*58455 Witten*  
*info@rensinghoff.org*  
*www.rensinghoff.org*